

Um Fliegenfischer werden zu können, muß man zunächst das Licht der Welt erblicken. In meinem Fall geschah dies 1927 im Bergischen Land. Links und rechts der Wupper war die Bevölkerung schon lange darauf angewiesen, unter Ausnutzung der Wasserkraft gewerblicher Tätigkeit nachzugehen, und wenn wir Kinder unter der Woche am „fleißigsten Fluß der Erde“ spielten, konnten wir an der Farbe des Flußwassers erkennen, was die Textilveredler gerade färbten. Nicht gerade eine Gegend, in der Fliegenfischer auf den Bäumen wachsen.

Zur Geburtsstätte meiner Fliegenfischerei sollte ein abgelegenes Tiroler Dorf auf 950 m Seehöhe werden, das nur über schmale Schotterstraßen zu erreichen war, von Südosten wie von Nordwesten nur über einen Paß, von Nordosten her durch das Engetal. Warum dort seit der Wende vom 19. zum 20. Jh. Fremde erschienen und in ihrem Verhalten den Bergbauern so manches Rätsel aufgaben, das hat Helmut Schmid einmal in seinem Zeitschriftenartikel „Herr Hans vom Bichl“ wie folgt beschrieben: „Und dann die Jagd, die herrliche Jagd ... der Fischfang in den reichen Wassern ...“

In diesem Tannheim, Ortsteil Im Geist, Hausnummer 6, bekamen meine Großeltern ihren neuen, drei Monate alten Enkel vorgestellt. Sie lebten in München, doch Dr. Christian Buck, mein Großvater, Apotheker der alten Schule, war der festen Überzeugung, daß das Klima hier seiner Familie im Sommer frische Kraft verleihen könne. Von den Geschwistern Rief hatte er besagtes Haus gemietet, als der erste oder einer der ersten „Sommerfrischler“ im Tal.

Zwei weitere Familien fanden nach Tannheim, die Schmidts aus Leipzig sowie ein Münchener Arztehepaar, das die Tannheimer Jagd und die Fischwasser pachtete. Dieser Arzt, ein hochgeschätzter Gynäkologe, war Dr. Karl Heintz. Der 500-Seelen-Ort wurde den drei Familien zur Sommerheimat und sie waren bald befreundet. Die Schmidts, in den 30er Jahren Pächter der Schwarzwasser-Jagd, bauten im Ortsteil Berg ein Haus und gleich nebenan Dr. Heintz ein äußerlich bescheidenes „Häusl“, das im Inneren jedoch ein wahres Schmuckstück war.

Da wohnten keine 14-Tage-„Guck-mal“-Urlauber, sondern Menschen mit bewußter Bindung und auf lange Frist. Auf 20, 50 und mehr Jahre. Nie wäre es ihnen in den Sinn gekommen, das Dorf und die Landschaft zur kurzfristigen Gewinnmaximierung in ein Urlaubs-Eldorado umzukrempeln. Man war sich mindestens darin einig, daß für die wirtschaftliche Entwicklung des Tals, die man sich durchaus angelegen sein ließ, die Natur das mit Abstand größte Kapital darstellte. Mit hoher Verzinsung – auf lange Frist.

Großvater wurde bald ein Schüler jenes Dr. Heintz und hat ihn bis in dessen letzte Tage auf zahlreichen Fischgängen begleitet.

Durch sein Buch „Angelsport im Süßwasser“, (erste Auflage 1903, zweite schon 1911) hat Dr. Heintz die nicht-kommerzielle Fischerei im damaligen Deutschland sowie den Natur- und Artenschutz wesentlich gefördert, letzteres vor allem mit seiner scharfen Kritik an der industriellen Wasserverschmut-

zung, an sinnlosen Flußverbauungen und an Defiziten im Fischereireicht.

Dr. Heintz gilt als der Huchen-Experte seiner Zeit. Klar, daß er da ein hervorragender Spinnfischer sein mußte. Demgegenüber tritt seine Person als exzellenter und passionierter Fliegenfischer in den Hintergrund. Da gibt es etwas nachzubessern.

Der Fang eines 20 Pfund-Huchens an der einhändigen Fliegenrute nach einem Drill von 55 Minuten deutet jedenfalls nicht gerade auf einen Gelegenheitsfliegenfischer hin. Schon gar nicht, wenn man weiß: Der Fisch nahm beim Äschenfischen an der Wertach eine Maifliege und wurde an einer Äschenmontur überwältigt. Auch Gespräche mit Zeitgenossen von Heintz erwiesen ausnahmslos seine Vorliebe fürs Forellenfischen mit der Fliege in Gebirgsbächen und fürs Äschenfischen an Wertach, Iller und vor allem an der Sempt.

Einem Schüler und langjährigen Gefährten von Dr. Heintz wurde ich also im Sommer 1927 vorgestellt und offenbar von Stund an fühlte sich Großvater berufen, mich im Fach Angeln zu unterrichten. Das Lehrziel stand nie in Zweifel. Der Knabe sollte ein Fischer werden, nicht ein verwöhntes Bürschchen mit elitärem Zeitvertrieb.

Bereits ein Jahr vor der amtlichen Einschulung setzte der Lehrbetrieb ein. Auf dem Stundenplan stand als Lektion I das Posenfischen mit einfachem Gerät auf die „Bürschlinge“ im Haldensee.

Die beiden nächsten Lektionen mußten in München gegeben werden, nachdem 1933 im Zusammenhang mit dem politischen Umsturz die Grenze nach Österreich dicht gemacht worden war. Lektion II hatte vor allem die Gerätekunde und die Regeln des umwelt- und waid-

# schon länger unterwegs

gerechten Verhaltens am Fischwasser zum Inhalt. Lektion III war der Naturkunde gewidmet, der Flora und Fauna am und im Wasser, mit Schwerpunkt auf jenem Zustand eines Biotops, den Konrad Lorenz als „biologisches Gleichgewicht“ bezeichnen und als von zentraler Bedeutung beschreiben sollte.

Hin und wieder zog es mich dann doch in den engeren Bereich der Fischerei, zum Schaufenster der Firma Stork in der Residenzstraße 24. Auch daran kann ich mich noch gut erinnern, daß Großvater, von Schwabing kommend, nur einmal an der Feldherrnhalle gleich in die Residenzstraße einbog. Alle weiteren Male umging er sie auf der Theatinerstraße, um dann in die erste Gasleite links einzubiegen und – noch immer mit herabhängendem rechten Arm – die Auslagen bei Stork zu erreichen.

Die Lektionen IV und V erhielt ich dann wieder im Tannheimer Tal. Nach zwei oder drei Jahren war die Grenze für den Reiseverkehr wieder geöffnet worden. Nun galten restriktive Devisenbestimmungen. Auch der Mißmut der Grenzbeamten am Oberjoch konnte jedoch unsere Familie nicht aufhalten, ins Tannheimer Tal zurückzukehren. Zur großen Freude aller Freunde und langjährigen Bekannten. Und zur psychischen Entspannung bei uns beiden Fischern.

Murmeltiere, Gamsrudel, Rehwild nahe der Haustür, der Steinadler vor der Kulisse der Bergspitzen waren noch zu beobachten. Vils und Ache führten immer noch glasklares Wasser in ihrem von der Natur geformten Bett. Lediglich im Ortsinneren waren schon immer einige Uferstreifen mit Steinquaden gesichert.

Abwasserprobleme waren im wesentlichen unbekannt. Die Wiesen wurden mit dem Naturdünger des Viehs in den Ställen gedüngt. Jedes Haus hatte seine Jauchegrube und einen Misthaufen. Küchen- und Waschabwasser waren dem Pflanzenwachstum eher förderlich. Auch die Asche aus dem Küchenherd und den Stubenöfen wurde in gleicher Funktion verstreut.

Die Abluft der Holzfeuerstellen in den Häusern, der Molkerei und der Dampfbäckerei Bernhard spielte ebensowenig eine Rolle wie die Abgase des selten verkehrenden Postbusses und der wenigen PKWs, die zwar kamen, dann aber zumeist abgestellt blieben.

Die Einkäufe bei Bäcker, Metzger und in der Gemischtwarenhandlung wurden in Papier verpackt und alles Abfallpapier, einschließlich der Wochenendzeitung, wurde beim Anheizen des Küchenherdes verwertet und somit zu Asche.

Udenkbar, daß damals irgendjemand, ob Einheimischer oder Fremder, Abfälle einfach in der Natur hätte

liegen lassen. Jeder war sich bewußt, daß er sie zu entsorgen hatte, und hielt sich daran. Sonst wäre seinerzeit die Gendamerie von Reutte her ausgerückt, um nach dem Übeltäter zu fahnden.

Die Lebenslage der Bewohner des Tals war dabei alles andere als rosig, weil sie im Vergleich zu den Städten und den Gebieten um die belebten Verkehrswege ein nur geringes Einkommen erwirtschaften konnten. Dem stand freilich gegenüber, daß sie ganz nahe am biologischen Gleichgewicht und mit überschaubaren Risiken lebten.

Hätte man damals nach den Fischbeständen in den Fließgewässern um Tannheim gefragt, so hätte man der Tendenz nach zur Antwort bekommen: Nur natürliche Bestände, zu 98 % Bachforellen. Hin und wieder wird ein Bachsaibling unklarer Herkunft gefangen. In die



## LEBENSINIEN

*Blick auf Tannheim, ca. 1933. Im Vordergrund der Ortsteil Berg. – Foto: Archiv Ewald Bilgeri. Unser Autor anno 1932 mit einem „Bürschling“ aus dem Haldensee. Das einzige von Hunderten Familien-Photos, das den Weltkrieg überlebte.*



## PROF. DR. RAIMUND MAUER

Ache wandern zudem Aitel aus dem Haldensee ein und sollten vorrangig befischt werden.

Auch bei den Fischfeinden war während der Zeit unserer Abwesenheit alles beim alten geblieben. Wir suchten und fanden in einer Art „Geschäftsführung ohne Auftrag“ die Legangeln der Schwarzfischer und entfernten sie. Auch Hauskatzen und Krähenvögel waren bei Versuchen zu beobachten, einen vorbeiziehenden Fisch zu ergattern.

Kormorane kamen damals weder als Stand-, noch als Wechselvögel vor. So fehlten sie auch in der Naturkunde meiner Lektion III. Wären sie jedoch eingefallen,

so spricht alles dafür, daß sich die Jäger und Fischer samstags bei einem Glas Kalterer im Gasthof „Zum goldenen Kreuz“, in der „Post“, im „Adler“ oder im „Ritter“ zusammengesetzt und die Angelegenheit im Sinne der Erhaltung des biologischen Gleichgewichts geregelt hätten. Ohne ihre Entscheidungen abstrakt begründen zu können, einfach aufgrund ihrer pragmatischen Einstellung bei der Abwehr von Gefahr für das Biotop.

Ob sich „der Zustand“ der Gewässer in den vergangenen 10 bis 12 Jahren verschlechtert hatte oder nicht, das war damals ein in unserem Bekanntenkreis endlos diskutiertes, doch sinnleeres Thema. Per Augenschein konnte man sich vom Gegenteil überzeugen – wenn man die damit verbundene Mühe und den Zeitaufwand nicht scheute.

Vils und Ache boten den Fischen gute Laichmöglichkeiten, ebenso die von den Bergflanken zu Tal strömenden schmalen Quellbäche, die zudem der Brut als geschützte Kinderstuben dienten, aus denen dann die Besten am ehesten in die Bäche abwandern konnten.

Inzwischen war in Tannheim der „Kreuzwirt“ der Gewässerpächter. Ganz sicher mit Blick auf die Versorgung seiner Gäste mit Fischgerichten. Doch auch ihm ist aus heutiger Perspektive zugutezuhalten, daß er seine Gewässer nicht im Sinn einer kurzfristigen Gewinnmaximierung ausplündern ließ. Verwurzelt in bäuerlichen Traditionen, *erntete* er einfach nur den jährlichen Zuwachs an Fisch – ab jenem Mindestmaß, das die gastronomischen Notwendigkeiten erforderten.

Somit blieb langfristig, auch nach Jahren sehr hohen oder sehr niedrigen Wassers, ein regenerationsfähiger Bestand an Wildlingen vorhanden. Und hätte jemand dem Kreuzwirt vorgeschlagen, jede Menge Tageskarten zu verkaufen und ständig „Fangreife“ nachsetzen zu lassen, so hätte er sich an den Kopf gefaßt ... Mit nur wenigen Schritten konnte er sich ja, wenn er dies wollte, jeden Tag vom noch völlig gesunden Bestand der Forellen aller Altersgruppen in seinen Pachtgewässern überzeugen, also von einer nach den Mengen je Größe bzw. Alter idealen Populationspyramide.

Unter diesen Bedingungen erhielt ich die beiden nächsten Lektionen. Lektion IV umfaßte schwerpunktmäßig das Spinnfischen mit toter Pflille am Einfachhaken, montiert nach Heintz ... Dabei wurde dem Jungfischer allerdings eingepfiff, „im rechten Zeitpunkt anzuhalten“, damit der Haken im vorderen, knorpeligen Teil des Fischmauls faßte.

Nachmittags wurde auf der Wiese vor dem Haus das Werfen mit der Fliegenrute geübt. Hier ging es darum, einen bildschönen „Achter“ zu werfen. Eine „liegende Acht“ war die Flugbahn, welche Leine, Vorfach und Fliege auf Höhe der Rutenspitze zu nehmen hatten. Dabei mußte der Wurfarm eng und sehr ruhig am Körper gehalten werden. Der Zeigefinger lag auf dem Griff. Die Wurfbewegungen sollten aus dem Unterarm und dem Handgelenk erfolgen.

Das Problem des Schülers bestand darin, einerseits soviel Energie auf das Gerät zu übertragen, daß die Wurfebene nicht nach hinten absackte, und andererseits so wenig Energie aufzuwenden, wie es zur Vermeidung

des Peitschenknalls beim Übergang vom Rück- zum Vorwärtswurf dringend geboten war. Alle Bewegungen des Werfers mußten ruhig gleitend, ruckfrei und dem Gerät entsprechend vor sich gehen.

Eines Tages stand ich mit dem Großvater und fertig montierter Fliegenrute an einem schönen Gumpen im Ortsteil Schmieden. Dort fand sich eine Kiesbank, zur Landung geeignet, falls man etwas fing, und die zahlreichen hohen Sträucher im Rückraum brauchten bei einem tadellosen Achter kein Hindernis zu sein.

Am Vorfach war, da täuscht die Erinnerung sicher nicht, ein spärlich becheelter Soldier Palmer angebunden und Großvater führte nach dem Servieren die Rutenhand, um mir bei einem Biß den genau rechten Zeitpunkt zum Anhauen zu vermitteln. Alles klappte. Der Fisch war da. Der Interessenschwerpunkt bei dem jungen Fischer war gesetzt.

Über allem lag nicht etwa jene Ruhe, Beschaulichkeit, ja Abgeklärtheit, wie sie uns Adalbert Stifter in seinem „Nachsommer“ so schön beschrieben hat. Das Leben verlief mit Spannungen, hervorgerufen primär von den verheerenden Folgen, welche zunächst die Hyperinflation anfangs der 20er Jahre und anschließend, ab 1929, die Weltwirtschaftskrise bei den materiellen Verhältnissen beider Elternfamilien hinterlassen hatten. An den Kauf modernen Geräts war nicht zu denken. Ich kann demgemäß über das schon für die Zeit vor 1914 typische Gerät aus eigener Anschauung und Verwendung berichten.

Die Rute bestand aus einem gerade gewachsenen Bambus-Naturrohr passender Stärke und Verjüngung, das weniger wog und kostete als eine Gespließte. Unsere Rute war ca. 9 ft lang und zweigeteilt. Die Stekerverbindung, meist aus Messing, war so unpräzise, daß unter der Hülse und über dem Zapfen je eine Drahtöse angewickelt war. Durch diese Ösen wurde ein starker Zwirn gefädelt und zur Schlinge verknötet. Sie verhinderte ein Davonfliegen der Spitze.

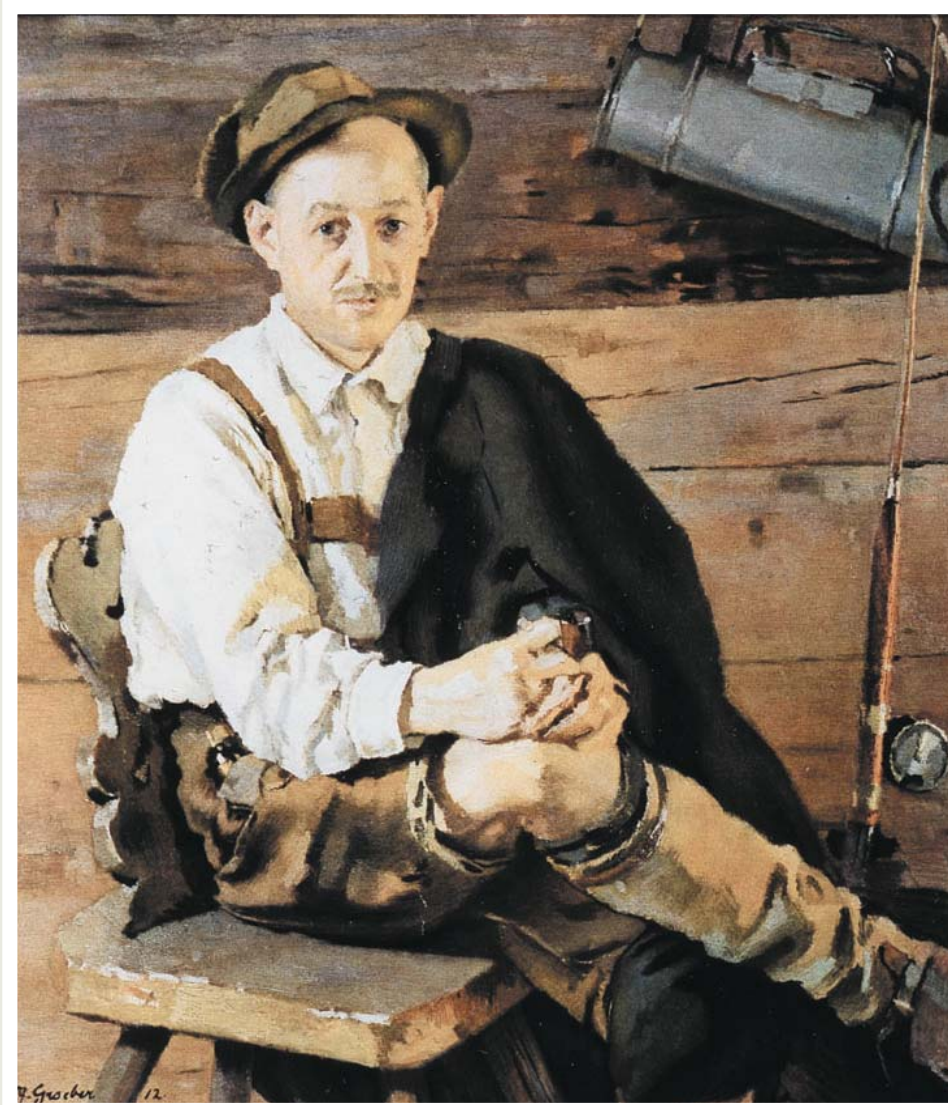
Die Rute war mit Schlangenringen ausgestattet sowie mit einem Leit- und einem Endring. Die Griffschalen waren ebenfalls aus Bambus und wiesen zwei Schubringe zur Rollenbefestigung auf. In das Griffende war ein Gewinde zum Einschrauben eines Erdspeers eingelassen. Mit diesem ließ sich die Rute senkrecht abstellen, was als praktisch angesehen wurde. Tadellos lackiert war die Rute auch noch. Und sie paßte zu der damals üblichen Wurftechnik.

Die Rolle war eine „Perfect“ mit stiller Hemmung. Über die Schnur schien mein Erinnerungsvermögen zu stolpern. Ein Rückgriff auf „den Heintz“ bestätigte aber das nach rd. 65 Jahren Unwahrscheinliche: Es handelte sich doch um eine dünne Parallel-Seidenschnur. Sie war jedoch ziemlich dicht gewirkt. Zudem quoll das Material beim Kontakt mit Wasser leicht und die Schnur gewann so an innerer Festigkeit. Sie mußte jedoch nach jedem Einsatz in Klängen zum Trocknen ausgelegt werden. Dann hielt sie Jahrzehnte lang.

Der von der Gegenwart nun gänzlich abweichende Teil des Geräts war das Vorfach. Die Verwendung einzelner Roßhaare war längst passé. Durchgängig verwendete man „Poil“, auch „Gut“ oder „Gutfaden“ ge-

nannt. Nach 1933 wurde dieses Material – sachlich falsch – zum „Seidenwurmarm“ eingedeutscht.

Nicht der Darm-, sondern die beiden Spinnrüsen-trakte der Seidenfalterraupe wurden herausgeschnitten, gestreckt, von ihrer klebrigen Ummantelung befreit und getrocknet. Die billigsten Poils waren nur rd. 25 cm, die teuersten 50 cm lang (s. A. Herd, „The Fly“, S. 183 ff).



Optisch ähnelte das Material hellgrauem Synthetikmonofil. In trockenem Zustand war es sehr spröde. Vor jedem Verknöten mußte es also erst eine halbe Stunde lang gewässert werden. Erst dann war es geschmeidig und, mit seiner leicht rauhen Oberfläche, gut zu verknüpfen.

Da lange Poil-Stücke teuer kamen, bestanden unsere Vorfächer – ca. 1,7 m lang – aus mehreren kurzen Stücken, und solch eine Investition bezog sich damals auf die gesamte Aktivzeit des Investors. Jungfischer, die ein bereits abgeschriebenes Poil-Vorfach von einem Alt erfahrenen ergattern konnten, waren überglücklich.

Vor jedem Fischgang mußte das Vorfach zwischen zwei nassen Löschblättern angefeuchtet werden, z.B. in einer blechern Zigarettdose der Marke „Nil“ der Österreichischen Tabakmanufaktur. Und nach dem Fischen durfte man nicht aufs Trocknen solcher Behäl-

*schon länger unterwegs*

nisse vergessen. Sonst verunzierten sie Bekleidungsstücke mit Rostflecken.

In unseren Fliegen-Schachteln befanden sich damals nur Naßfliegen, darunter jedoch einige Muster, die im Bedarfsfall auch trocken gefischt werden konnten, wie z.B. die Palmer. Modern waren Öhrhaken, doch zahlreiche Fliegen hatten noch immer ein ca. 15 cm langes Stück Poil zum Anschlaufen ans Vorfach.

Das Sortiment beschränkte sich auf wenige bewährte Typen: Red Tag, Zulu, Stone Fly, Hoflands Fancy, Soldier Palmer, Whirling Blue Dun, Goldfliege. Im übrigen galt der Grundsatz, sich an fremden Revieren vor Ort mit Fliegen einzudecken. Fliegen selbst zu binden, das hätte sich von uns keiner zugetraut.

Ein unverzichtbares Utensil war der Hakenlöser. Es gab schon damals keine Garantie dafür, daß der Haken immer nur an idealen Stellen faßte. Saß er im Rachen-



Das „Gast-Bräuhaus zum goldenen Kreuz“ in Tannheim, etwa anno 1921. – Foto: Archiv Ewald Bilgeri. Links: Im Sommer 1912 war Malerfreund Hermann Groeber beim Großvater in Tannheim. Er setzte ihn in der Tenne des Hauses zum dort gelagerten Angelgerät und griff zu Palette und Pinsel. Das Gemälde brachte dann die berühmte Zeitschrift „Die Gartenlaube“ im Mehrfarbendruck. Bildtitel: „Der Sommerfrischler“.

raum, so war er schnell und schonend herauszuoperieren. Daß ich den Hakenlöser immer dabei hatte, darauf achtete mein Lehrer geradezu pedantisch.

Über das auf dem Gemälde erkennbare Schuhwerk fehlen exakte Angaben. Möglicherweise stammt es von der Londoner Firma Cording & Cie.

Heute fast vergessen, spielte seinerzeit noch ein weiteres Ausrüstungsteil eine ganz bedeutende Rolle, also auch in meiner Lektion V: das Lagel zum Lebendtransport des Fangs. Örtlich auch „die Legele“ genannt, konnte es aus Holz gefertigt sein – wie jenes, das bei den »Fliegenfischer«-SHOWs als Lostrommel zweckentfremdet wurde ... – oder aber aus Zinkblech, wie auf dem Gemälde.

Solch ein Lagel faßte ca. 3 bis 4 Liter Wasser und hatte auf der Oberseite eine Öffnung, durch die man den Fang ein- bzw. auslagerte. Zinkblechlagel konnten darüber hinaus auf den Stirnseiten aufschraubbare Öffnungen aufweisen, so daß man sie zur Zwischenlagerung des Fangs in fließendes Wasser stellen und eine ständige Frischwasserzufuhr sichern konnte.

Vom ersten Fisch an hatte man sorgsam auf häufigen Wasserwechsel im Lagel zu achten, damit Temperatur und Sauerstoffgehalt in den vom Fang tolerierten Grenzen blieben. Unter Einsatzbedingungen war schnell ein Gesamtgewicht von 5 kg erreicht und das Ganze artete – zumal für einen Jugendlichen und bei warmem Wetter – schon bald in eine erbärmliche Schlepperei aus.

Doch der Einsatz eines Lagels machte durchaus Sinn. Wie zahlreiche andere Pächter und Eigner erteilte auch der Kreuzwirt in Tannheim die Angelerlaubnis kostenlos – aber nur unter der hochnotpeinlichen Voraussetzung, daß wir alle maßigen Fänge bei ihm lebend abliefern würden.

Ökonomisch war dies ein recht interessanter Realtauschvorgang, unter Ausschluß jeder Haftung: Der Angler erhielt vom Inhaber des Fischrechts die Erlaubnis, fischen zu dürfen, und der Fischrechtinhaber bekam vom Gastangler Fische, mit deren Fang er keinen Lohnfischer – solche gab es damals noch – zu beauftragen brauchte. So sparte er Kosten und konnte zugleich alle Entnahmen mit Stichproben kontrollieren.

Als Gastronom mußte er dann die gefangenen Fische küchennah lagern. Mit dem Bier lieferten die Brauereien ihren Wirten Stangeneis zur rechten Temperierung des Gerstensafts. Doch Fische ließen sich nur lebend lagern, am besten in einem Fischkälter, d.h. in einem Holzkasten im Fluß oder in einem abgedeckten Brunnenrog mit Frischwasserdurchfluß ...

Auch Verpflichtungen dieser Art begleiteten meine Lektion V als Fliegenfischer, als es darum ging, das Erlernte anzuwenden und eigene Fertigkeiten zu beweisen. Nur noch hie und da gab es abends eine Manöverkritik mit dem Großvater.

In den Ferien 1940 war ich bereits 13 Jahre alt und seit Kriegsbeginn hatten sich die Urlaubszahlen im Tannheimer Tal eher erhöht, nicht jedoch die Zahl der „Urlaubsfischer“. Ein guter Lagel-Inhalt wurde also in der Küche „Zum goldenen Kreuz“ sehr begrüßt.

Nach einem „guten Tag“ wurde ich vom Kreuzwirt persönlich in die Gaststube gerufen und erhielt für meine so erfolgreiche Fischerei ein kostenloses Mittagessen serviert, ohne dafür Lebensmittelmarken abgeben zu müssen ... Welch herrliche Mahlzeit! Triumphal auch meine Rückkehr ins Familiendomizil!

Die Heimkehr aus solchen Urlauben bereitete in diesen Jahren immer größere Probleme. Es war unverkennbar, daß „heroische Zeiten“ bevor-

standen. Die Stahl- und andere Metalle herstellende und verarbeitende Industrie lief auf Hochtouren. Mensch und Natur wurden für ein „hohes Ziel“ systematisch ausgebeutet. Kein Bedarf mehr an hübschen Gedanken über biologische Gleichgewichte. Bald ging's nur noch ums biologische Überleben.

Währenddessen waren die schulischen Anforderungen zu bewältigen, dazu zweimal pro Woche, nachmittags, der Dienst bei den „Pimpfen“. Auch in meiner bergischen Alltagsheimat stellte sich eine Situation ein, die man mit H. de Man nur als „am Rande der Katastrophzone“ überschreiben konnte.

Noch kurz vor dem Krieg hatten wir erfahren, daß es in Wuppertal einen Fischereiverein gab. Als Anlaufstelle wurde uns ein Elektrofachgeschäft genannt, das – wenn meine Erinnerungen nicht täuschen – von einem Herrn Bellingrodt geführt wurde. Ein Vorprechen dort führte zum Ziel.

Außerhalb der Badesaison trafen sich die Vereinsmitglieder alle paar Wochen sonntags zum Wurftraining an den Schwimmbecken eines Elberfelder Freibades. Aus meiner „Bürschling-Zeit“ hatte ich noch eine Messingblechrolle einfachster Konstruktion und eine alte, verkürzte Seidenschnur. Ich stand aber ohne Rute da.

Eifriges Studium des Katalogs von H. Stork – da, diese Gespließte Typ „Perle“ sollte es sein. Doch die kostete RM 12 ... plus – auch das noch – Verpackung und Porto! Eine innerfamiliäre Spendenaktion ins Leben zu rufen, war aussichtslos. Die Rute mußte eisern vom Taschengeld erspart werden und erst als dieses um eine weihnachtliche Sonderzuwendung ergänzt wurde, kam der Tag, an dem ich – Zensur in Schönschreiben stets nahe „mangelhaft“ – meine Bestellung schrieb.

Bezeichnend für die damalige Geschäftswelt: Bei Stork in München akzeptierte man meine Bestellung ohne jedwede Rückfrage nach dem Geburtsdatum oder der Bankverbindung und lieferte ganz einfach. Und ich habe dann ganz einfach die Postanweisung zur Bezahlung meiner Bestellung ausgefüllt. Ebenfalls eigenhändig.

Nun besaß ich eine eigene „Perle“ und mußte mich zunächst mit ihren völlig ungewöhnten Reaktionen auf meinen Kräfteinsatz vertraut machen. Freundlicherweise half mir jener Herr Bellingrodt sehr engagiert.

Im Jahr 1941 starb mein Vater, kurz danach der Großvater. In der Familie mußte ich nun neue Pflichten übernehmen und erfüllen. Und Tag für Tag wurde uns vor Augen geführt, daß Krieg Schlimmeres bedeutete als den täglichen Ärger mit Bezugsscheinen und Lebensmittelkarten.

Dann erhielt ich 1943, kurz vor den Sommerferien im Tannheimer Tal, die Einberufung zum Dienst als Luftwaffenhelfer. Wenige Wochen später wurde mein Elternhaus bei einem Luftangriff ein Raub der Flammen und mit ihm meine „Perle“ ...

**Im 2. Teil:  
Die Nachkriegs-Fliegenfischerei bis Charles Ritz.**